

Vergabe des Institutspreises 2016

Auszug aus dem Protokoll der Institutskonferenz vom 5. Dezember 2016

Das Direktorium hat in seiner Sitzung am 16. November 2016 beschlossen, den Institutspreis zu teilen und folgenden beiden Personen in Anerkennung ihrer Dissertationen zu verleihen:

- a) Flavio Eichmann: Krieg und Revolution in der Karibik. Die Kleinen Antillen, 1789-1815
- b) Daniel Sidler: Heiligkeit aushandeln: Pilger, Priester, Heilige und Vielselige an Gnadenorten der katholischen Eidgenossenschaft (16.-18. Jahrhundert)

Stig Förster würdigt die Dissertation von Flavio Eichmann mit folgenden Worten (Transkription):

So, meine Damen und Herren, ich freue mich, mal wieder hier zu sein und alle so schön versammelt zu sehen, die Neuen und die, die nicht so neu sind, die ich schon länger kenne und es freut mich natürlich ganz besonders, diesen wunderbaren Anlass dafür wahrnehmen zu können, nämlich die Preisverleihung an meinen langjährigen Mitarbeiter, Flavio Eichmann. Meine Damen und Herren, ich weiss nicht, ob jemand von Ihnen schon Mal in den Kleinen Antillen war? Ich nehme an, die meisten von Ihnen wissen, wo das liegt, nämlich in der Karibik.

Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendjemand von Ihnen etwas weiss über die Geschichte der Kleinen Antillen. Und bevor Flavio anfangt mit dem Projekt, muss ich zugeben, wusste ich auch nichts darüber. Es stellte sich aber heraus, die Geschichte der Kleinen Antillen ist nicht nur sehr interessant, sondern darüber hinaus von grosser historischer Bedeutung und das insbesondere in der Zeit vor und nach 1800, beginnend mit der Französischen Revolution und bis hin dann schliesslich zum Ende der napoleonischen Kriege. Und das ist auch der Zeitraum, den Flavio hier bearbeitet hat. Ich werde Ihnen jetzt nicht so schrecklich viel über den Inhalt dieser Arbeit erzählen, weil das macht Flavio selber, aber ein paar Sätze um das Drumherum.

Die Kleinen Antillen, diese Inseln im östlichen Teil der Karibik zu der prominent Guadeloupe und Martinique, die heute noch zu Frankreich gehören, das ist auch das Zentrum seiner Arbeit. Es geht darum, was sich eigentlich auf diesen französischen Inseln und die sie umgebenden anderen Inseln, abgespielt hat. Der Hauptteil der Arbeit beginnt eigentlich wie ein Reiseführer. Er liest sich wunderbar, es wird erzählt wie diese Inseln vor allen Dingen Martinique und Guadeloupe aussehen, was dort wächst, wo sie genau liegen, wie das Klima ist und dergleichen mehr. Wenn man das liest, so die ersten drei Seiten, kriegt man sofort Lust, dorthin zu fahren. Dann allerdings kommt der Paukenschlag und es wird erzählt, was um diese Zeit sich auf den Kleinen Antillen abgespielt hat. Und was dort für gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Verhältnisse geherrscht haben. Im Zentrum steht dabei die Sklaverei. Flavio Eichmanns Arbeit zeigt in aller Brutalität, womit diese Sklaverei eigentlich verbunden war, im Hinblick auf den Transport von Menschen über den Atlantischen Ozean, die dann in die Sklaverei verkauft werden auf den Karibischen Inseln, unter welchen Umständen die Menschen dort leben und arbeiten und auch wie die Fliegen sterben. Damit ist das Kernthema eigentlich angesprochen, aber es geht um wesentlich mehr. Die ganze Arbeit dreht sich eigentlich um die Wechselwirkung zwischen Revolution, Krieg und Sklaverei. Die Französische Revolution von 1789 mit all ihren Folgen, der Krieg in der Karibik, erste Revolutionskriege, dann die napoleonischen Kriege, und dabei handelte es sich um einen veritablen Weltkrieg, und auf diesen Weltkrieg, der natürlich von der Forschung her in erster Linie in Europa untersucht worden ist, haben die Ereignisse in den Kleinen Antillen einen ganz erheblichen Einfluss. Es geht dabei nicht nur um die Aufrechterhaltung französischer Kolonialherrschaft oder die Wiederherstellung derselben, sondern es geht tatsächlich um strategische Kriegsführung im Globalmassstab, insbesondere aus britischer und französischer Sicht; und damit sind auch die beiden Hauptprotagonisten schon genannt. Flavio Eichmann hat für diese Arbeit die nicht sehr zahlreiche Literatur ausgewertet, kritisch beleuchtet und daraus auch einige wichtige Schlüsse ziehen können. Aber im Zentrum, also die Grundlage dieser Arbeit sind Forschungen in 16 Archiven in Frankreich, Grossbritannien, den USA und auch auf Guadeloupe und Martinique, hier ist also richtige Kärnerarbeit verrichtet worden.

Wie gesagt, im Zentrum steht diese Wechselwirkung zwischen Revolution, Krieg und Sklaverei, aber auch, und das wird in einer sehr gelungenen Einleitung genauestens dargelegt, die moderne Imperialismusforschung. Ronald Robinson hat vor etlichen Jahren die These aufgestellt, dass weisse Siedler in Übersee die idealen Kollaborateure von Kolonialherrschaft sind. Was Flavio Eichmann in seiner Arbeit zeigt, ist, dass diese These so nicht stimmt. Denn gerade die Auseinandersetzung um die Sklaverei und der Krieg um die Karibik führte nämlich dazu, dass die Plantagenbesitzer sich gegen die Metropole, also gegen Paris, gegen das revolutionäre Frankreich verschworen haben und immer wieder im Verlauf dieser

Auseinandersetzung sich auf die britische Seite gestellt haben mit all den Folgen, die das dann hatte. Flavio wird das gleich noch im Einzelnen erklären. Es handelt sich also um ein hochkomplexes Gebilde in einer hochkomplexen Gesellschaft, die durch ganz unterschiedliche Gesellschaftsgruppen gekennzeichnet sind. Sklaven, entlassene Sklaven, weisse Unterschichten, weisse Mittelschichten und die Grossgrundbesitzer und dann schliesslich die französischen Kolonialbehörden, die sich dann vor allen Dingen während der Revolution mit diesen Grossgrundbesitzern auseinanderzusetzen hatten. Ein ganz wesentlicher Punkt dabei ist natürlich der militärische Verlauf dieser Kämpfe in der Karibik und dabei gibt es ein zentrales Problem für alle europäischen Mächte, die sich dort engagiert haben, nämlich Gelbfieber. Gelbfieber, eine fürchterliche Krankheit, die bei den meisten Leuten, die sich dabei anstecken, zum Tode führt und zwar zu einem grausamen Tod. Gelbfieber hat die europäischen Armeen, die in die Karibik entsandt wurden, systematisch und massenhaft in den Tod getrieben. Britische Truppen zum Beispiel, wurden innerhalb von einem halben Jahr auf 10% ihres ursprünglichen Bestandes reduziert. Das Problem hatten alle und die französischen Revolutionäre und ihre Abgesandten in der Karibik fanden dafür eine Lösung, nämlich, die Sklaven zu befreien, um sie als Kämpfer im Krieg einzusetzen. Der Hintergedanke dabei war, dass die Sklaven von Gelbfieber nicht so beeinträchtigt wurden wie europäische Truppen, weil sie zum Teil schon seit Generationen da waren, also immun gegen diese Krankheit waren. Und damit stellt sich das ganze Problem der Aufhebung der Sklaverei durch den französischen Nationalkonvent am 4. Februar 1794 in einer ganz anderen Weise dar, als das bis jetzt in der Forschung dargestellt wurde, wo insbesondere die französische Forschung immer von einem humanitären Akt auf der Grundlage der Aufklärung gesprochen hat. Tatsächlich handelte es sich um ein zynisches Machtmittel, um Krieg in der Karibik führen zu können. Dieses und Ähnliches mehr stellt die bisherige Forschung und das bisherige Wissen über den Krieg in der Karibik und über die Abschaffung der Sklaverei auf den Kopf. Insofern ist diese Arbeit in jeder Hinsicht innovativ. Sie ist auch wahnsinnig spannend zu lesen. Flavio Eichmann hat ein gutes Händchen, um Geschichten zu erzählen. Das ist in dem Falle völlig unvermeidbar, der grosse Teil der Arbeit ist narrativ, einfach deswegen, weil die Leserschaft natürlich keine Ahnung hat, was sich in den kleinen Antillen abgespielt hat.

Aber es bleibt natürlich nicht beim Geschichtenerzählen, sondern es gibt wunderbare, sehr kritische und sehr tiefgehende und weitreichende Analysen, kritische Auseinandersetzungen mit der Literatur, mit dem bisherigen Forschungsstand und dergleichen mehr und dann natürlich wieder die Einsortierung des Ganzen in die theoretischen Diskussionen, etwa zum Thema Imperialismus aber auch zum Thema der französischen Revolution. Es ist also eine sehr breit gefächerte Arbeit, die für die Leserschaft insofern einiges verlangt, weil wir uns hier natürlich in einen Bereich hineingeben, von dem die wenigsten der Leser wohl jemals etwas gehört haben. Aber es ist historisch von grosser Bedeutung und hat grossen Einfluss auf den Kriegsverlauf auch in Europa gehabt, insbesondere der Ausgang der Schlacht von Trafalgar wurde unter anderem in den Kleinen Antillen entschieden. Das hätte alles ganz anders laufen können und dann wäre die ganze Weltgeschichte anders verlaufen, wenn wir nicht diese Probleme in den Kleinen Antillen gehabt hätten mit der Sklaverei, den grossen Grundbesitzern, der Auseinandersetzung der Metropole und kolonialer Peripherie und dergleichen mehr. Flavio wird das jetzt erklären, ich kann nur sagen, abschliessend, Flavio hat diesen Preis wirklich verdient, denn es handelt sich um eine ganz vorzügliche Arbeit und ich kann Ihnen nur allen empfehlen, wenn sie dann Mal gedruckt ist, diese Arbeit zu lesen. Es macht einfach auch Spass, es ist unglaublich spannend, was dort in diesem Text zu finden ist. Und insofern übergebe ich jetzt gerne Flavio das Wort.

Flavio Eichmann stellt danach die wichtigsten Ergebnisse seiner Dissertation vor:

In den vergangenen sechs Jahren wurde ich immer wieder gefragt, warum ich mich ausge-rechnet mit den Kleinen Antillen beschäftige. Die Inseln sind, wie der Name es schon sagt, klein. Sie stellen heute ein staatspolitisches Kuriosum dar, gehören doch Martinique und Guadeloupe als départements d'outre-mer Frankreichs zur Europäischen Union. Weder waren die Inseln Schauplatz berühmter Schlachten noch eines grossen Sklavenaufstandes, der wie in Haiti zum Ende europäischer Kolonialherrschaft geführt hätte. Der Archipel wird heute denn auch mehr mit Strandferien und Kreuzfahrten in Verbindung gebracht. Doch der erste Eindruck täuscht. Am Ende des 18. Jahrhunderts waren die Kleinen Antillen eines der am schnellsten wachsenden Produktionsgebiete für Zucker und Kaffee. In den britischen und französischen Kolonien der Inselkette wurden schätzungsweise mehr als 400'000 afrikanische Sklaven zu Tode gearbeitet. Neben seiner ökonomischen Bedeutung kam dem Archipel aber auch eine wichtige geostrategische Funktion zu. Im Zeitalter der Segelschiffe bildeten die Inseln aufgrund des Passatwindes nämlich das Tor zu den Amerikas, weshalb diese Kolonien im Zuge der globalen Konflikte des 18. Jahrhunderts immer wieder die Besitzer wech-

selten.

Mit Blick auf die Kriege der Französischen Revolution und Napoleons haben die wenigen bisherigen Forschungsarbeiten den Fokus hauptsächlich auf die diskursiven Ursachen der französischen Abschaffung der Sklaverei von 1794 gelegt. Zudem blieb die Forschung zu den Kleinen Antillen stets im Schatten der 1791 ausgebrochenen Sklavenrevolution von Saint Domingue. Die Sklaven der französischen Karibik werden in den einschlägigen Studien zu den Vorreitern der Menschenrechtserklärung von 1789 emporgehoben. Sie hätten die aufklärerischen Diskurse nicht nur aktiv mitgestaltet, sondern auch an vorderster Front im Archipel verbreitet und bis zur Wiedereinführung der Sklaverei 1802 verteidigt. Welche Rolle dabei koloniale Eliten, insbesondere Pflanzler und Kaufleute, spielten, blieb derweil weitgehend im Dunkeln. Hier setzt meine Dissertation an, indem sie die Rolle lokaler Eliten in den Kleinen Antillen im Spannungsfeld von Revolution, Sklavenemanzipation und globalem Krieg untersucht. Die Handlungsmacht subalternen Gesellschaftsgruppen wird dabei keineswegs unterschlagen. Vielmehr wird sie im Kontext innergesellschaftlicher Konfliktodynamiken verstanden. Von Interesse sind deshalb nicht nur Fragen nach der gesellschaftlichen Verankerung verschiedener Fraktionen kolonialer Eliten, sondern auch nach den Ursachen ihrer wechselnden Loyalitäten zu den imperialen Zentren in Paris und London. Kurz gesagt, geht es also um die Funktion lokaler Eliten im kolonialen Herrschaftsgefüge. Dieses breitgefassete Erkenntnisinteresse und das weitgehende Fehlen von einschlägigen Vorstudien erforderten ein intensives Quellenstudium in sechzehn Archiven in Frankreich, Grossbritannien, den USA sowie Martinique und Guadeloupe. Im Folgenden möchte ich Ihnen einige der wichtigsten Ergebnisse meiner Dissertation kurz skizzieren.

Mit dem Ausbruch der Französischen Revolution war für die lokalen Pflanzereiten in Martinique und Guadeloupe die Gelegenheit gekommen, ihre Hauptanliegen endlich durchzusetzen: Freihandel und politische Mitsprache. Diese Forderungen hatten in den beiden Kolonien bald bürgerkriegsähnliche Konflikte zwischen Pflanzern und Kaufleuten zur Folge. Diese gewaltsamen Auseinandersetzungen waren zum einen eng verflochten mit der Frage, inwiefern auch den sog. freien Farbigen das französische Bürgerrecht zuteilwerden sollte und zum anderen mit den Klassenkonflikten innerhalb der weissen Bevölkerung. Die gewaltsamen Konflikte in den Kolonien beobachtete die Pariser Metropole zusehends mit Sorgenfalten. Zwar gewährte sie den Plantagenbesitzern politische Mitsprache, doch war sie nicht bereit, den Forderungen nach Freihandel nachzukommen. Je mehr sich die Krise in den Kolonien allerdings verschärfte, desto weniger zeigten sich die Entscheidungsträger in Paris bereit, den Bürgerkriegen in Übersee weiterhin tatenlos zuzusehen. Im April 1792 erliess die Nationalversammlung ein weitreichendes Gesetz, das den freien Farbigen das französische Bürgerrecht zuteilwerden liess. Dieses Gesetz war entgegen der in der Forschung weit verbreiteten Ansicht weniger das Ergebnis aufklärerischer Diskurse, sondern vielmehr dem Willen der Metropole geschuldet, die Krise in den Kolonien der Kleinen Antillen zu beenden und den Sklavenaufstand auf Saint Domingue niederzuschlagen. Damit sollten die politischen Voraussetzungen geschaffen werden, die eine erfolgreiche Verteidigung der Kolonien gegen Frankreichs Rivalen Grossbritannien und Spanien erlauben würden.

Den Pflanzern Martiniques und Guadeloupes gab das Gesetz aus Paris weniger aufgrund des darin dekretierten Wahlrechts für die freien Farbigen Anlass zur Sorge. Es waren vielmehr die 2'000 Nationalgardisten und die Zivilkommissare, die aus Frankreich entsandt werden sollten, vor denen sich die Pflanzler fürchteten. Zum einen drohte ihnen damit der Verlust sämtlicher politischer und wirtschaftlicher Freiheiten, die sie sich gegen den Willen der Pariser Metropole seit Beginn der Revolution erarbeitet hatten. Zum anderen fürchteten sie, dass sich die Nationalgardisten mit den gefürchteten städtischen Unterschichten der beiden Kolonien fraternisieren könnten. Die Pflanzler beschlossen deshalb alle Brücken hinter sich abzubauen und mit der britischen Regierung Verhandlungen für eine Übergabe der beiden Kolonien aufzunehmen. Dies geschah weniger aus Furcht vor einer Abschaffung der Sklaverei oder wegen ihrer angeblichen Loyalität zum eben erst guillotinierten Ludwig XVI., wie dies in der Forschung ausnahmslos behauptet wird. Hauptmotiv war vielmehr das von der britischen Regierung in Aussicht gestellte Freihandelsregime. Kurz nachdem Frankreich im Februar 1793 dem englischen König den Krieg erklärt hatte, unterzeichnete die britische Regierung ein Abkommen mit den Deputierten aus Martinique und Guadeloupe, das eine Übergabe der beiden Kolonien an britische Streitkräfte vorsah.

Im Januar 1794, auf dem Höhepunkt der terreur in Frankreich, wurde der Vertrag in der französischen Presse abgedruckt. In den Augen der Abgeordneten des von den radikalen Montagnards dominierten Nationalkonvents war der Vertrag von Whitehall nichts anderes als Verrat. In diesem politischen Klima dekretierte der Nationalkonvent das Abolitionsdekret, das allen Sklaven das französische Bürgerrecht zuteilwerden liess. Für die Exekutive, den Wohlfahrtsausschuss, war dabei allerdings weniger das Schicksal der ehemaligen Sklaven von Interesse, sondern vielmehr die illoyalen Plantagenbesitzer. Im Abolitionsdekret sah der Wohlfahrtsausschuss nämlich die Möglichkeit, die Pflanzler für ihren Verrat zu bestrafen, indem er ihnen die sozioökonomische Basis entzog. Abolition und terreur waren so gesehen zwei Seiten derselben Medaille in der Strategie der Metropole, die Kontrolle über die Kleinen

Antillen wiederzuerlangen. Deshalb hatte die Militärexpedition, die im Juni 1794 Guadeloupe erreichte, neben dem Abolitionsdekret auch eine mobile Guillotine mit an Bord.

Die Abschaffung der Sklaverei ging in der Folge Hand in Hand mit der Ermordung und Vertreibung eines Grossteils der Plantagenbesitzer Guadeloupes. Bald nahmen die Republikaner auch die benachbarten britischen Kolonien ins Visier. Geschickt nutzten sie dabei bereits bestehende Gesellschaftskonflikte aus, um in den Inseln des britischen Kolonialreichs blutige Bürgerkriege zu entfachen. Die Abschaffung der Sklaverei war dabei nur ein geeignetes Mittel, um im Bedarfsfall durch die Rekrutierung der Freigelassenen die numerische Überlegenheit zu erlangen. Meistens wurde die Abolition aber gar nicht erst dekretiert, weil dies nicht im Interesse lokaler Verbündeter der Republikaner gewesen wäre. Ohnehin kämpften afrikanische Sklaven auf beiden Seiten. Die französische Offensive zielte primär darauf ab, die Plantagenökonomie des britischen Kolonialreichs zu zerstören. Dies erkannte auch die britische Regierung. Vom Handel mit den westindischen Kolonien hing insbesondere die Londoner Finanzindustrie ab, deren reibungsloses Funktionieren zentral für das Aufnehmen neuer Staatsanleihen war. Letzteres war wiederum wichtig für die weitere Finanzierung der eigenen Kriegsanstrengungen und der Subsidienzahlungen an die europäischen Verbündeten. Der karibische Kriegsschauplatz war so gesehen mitentscheidend für den Ausgang des Weltkrieges zwischen Frankreich und Grossbritannien sowie ihren Verbündeten. Deshalb entsandte die britische Regierung 1796 die bis dahin grösste Überseeexpedition in die Karibik, um der republikanischen Gefahr Herr zu werden. Unter horrenden Verlusten und dank der massenhaften Rekrutierung afrikanischer Sklaven gelang es den Rotjacken in blutigen Kollisionskriegen schliesslich, die Republikaner in ihre Hochburg auf Guadeloupe zurückzudrängen.

Die Analyse der Herrschaftsverhältnisse auf Guadeloupe zeigt ferner, dass die Freiheit, welche das Abolitionsdekret den 90'000 ehemaligen Sklaven brachte, schal war. Ein Grossteil der nouveaux citoyens wurde einem brutalen Zwangsarbeitsregime unterworfen, das sich kaum von der bisherigen Sklaverei unterschied. Die herrenlosen Plantagen wurden derweil an mittellose Abenteurer aus Europa verpachtet, denen das Kapital fehlte, um für ihren langfristigen Unterhalt zu sorgen. Infolgedessen zerfiel die Plantagenökonomie der Kolonie zusehends. Die Geldgeber der Kolonie investierten ihr Kapital ohnehin viel lieber in den florierenden Kaperkrieg. An der daraus entstehenden Beuteökonomie beteiligten sich breite Bevölkerungsschichten, so dass die Kaperei für die französischen Kolonialbehörden eine herrschaftsstabilisierende Funktion gewann. Kein Wunder also nahmen die Korsaren Guadeloupes entgegen anderslautenden Befehlen aus Paris bald auch die neutrale amerikanische Handelsschiffahrt ins Visier. Die Wurzeln des sog. Quasi-War zwischen Frankreich und den USA lagen also letztlich in den Herrschaftsstrukturen Guadeloupes. Sämtliche Versuche des Direktoriums in Paris, den Kaperkrieg wieder in geregelte Bahnen zu lenken, scheiterten am Widerstand lokaler Kolonialbeamter, Militärs und Kaufleuten, die finanziell in die Kaperei verstrickt waren. Der Kontrollverlust der Metropole manifestierte sich auch in Saint Domingue, wo der zum Gouverneur aufgestiegene ehemalige Sklave und Plantagenbesitzer Toussaint Louverture eine zusehends autonome Politik verfolgte, die den Interessen der Regierung in Paris zuwiderlief.

Diesen Zerfallserscheinungen des Empires glaubte Bonaparte 1802 mit der Wiedereinführung der Sklaverei entgegentreten zu können. Damit hoffte er, sich mit den vertriebenen Plantagenbesitzern aussöhnen zu können und mit ihrer Hilfe, die Kontrolle über das französische Kolonialreich wiederzuerlangen. Dies alles geschah auf Kosten zehntausender schwarzer Soldaten, die auf Guadeloupe und in Saint Domingue loyal für die Republik gekämpft hatten. Zwar gelang es den französischen Truppen auf Guadeloupe in einem brutalen Feldzug, die Sklaverei wieder einzuführen. Doch Bonapartes naive Hoffnungen auf eine Aussöhnung mit den zurückgekehrten Plantagenbesitzern sollten sich nicht erfüllen. Die Pflanzer hatten der französischen Republik Abolition und terreur nicht verziehen. Während den napoleonischen Kriegen arbeiteten die Pflanzer Martiniques und Guadeloupes mehr oder weniger offen mit britischen Militärs zusammen. Dies unterminierte nicht nur die französischen Herrschaftsansprüche über die beiden Kolonien, sondern auch die französischen Kriegsanstrengungen in der Region. Die Eroberung Martiniques und Guadeloupes war deshalb für die Briten ein Kinderspiel. Doch damit waren die napoleonischen Versuche, in Übersee wieder Fuss zu fassen nicht zu Ende. Als Napoleon 1815 aus dem Exil zurückkehrte, verbot er den Sklavenhandel. Damit verband er die Hoffnung auf Martinique und Guadeloupe die Unterstützung republikanischer Kräfte gewinnen zu können. Tatsächlich führte dies auf Guadeloupe zu einem Putsch bonapartistischer Offiziere und städtischer Unterschichten, so dass die letzte Schlacht der napoleonischen Kriege nicht bei Waterloo stattfand, sondern zwei Monate später auf den Zuckerplantagen Guadeloupes.

Es lässt sich also feststellen, dass Abolitionismus und Menschenrechte für die Metropole nicht Anliegen waren, die es aus ideologischen Gründen durchzusetzen galt. Sie waren nur Mittel zum Zweck, um auf Krisen an der imperialen Peripherie zu reagieren. Gerade deshalb lohnt es sich manchmal, auch die Geschichte der scheinbar unbedeutenden Flecken Erde zu untersuchen.

Christian Windler würdigt in der Folge mit folgenden Worten die Dissertation von Daniel Sidler:

Auf die Frage, wie jemand zu einem Heiligen der katholischen Kirche wurde, scheint es eine einfache Antwort zu geben: aufgrund der Heiligsprechung durch den Papst. Herr Sidler belegt in seiner Dissertation, dass diese Antwort für den frühneuzeitlichen Katholizismus bestenfalls teilweise richtig ist.

Zutreffend ist, dass das Papsttum seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert versuchte, Heiligkeit stärker an römische Vorstellungen und Verfahren zu binden. Dementsprechend überwiegt in der Forschung zum Thema ein Bild der Zentralisierung und Vereinheitlichung.

In seiner Dissertation zeigt Sidler stattdessen, dass Heiligkeit nicht einfach in rechtlich zunehmend strikter normierten Verfahren obrigkeitlich definiert, sondern durch die Praktiken von Geistlichen und Laien konstituiert wurde. Er führt damit verschiedene Forschungsansätze zusammen: die Konfessionalisierungsforschung; das Interesse für die Alltagspraktiken der Gläubigen und jenes für die zugleich universalen und lokalen Dimensionen von Katholizismus, wie es insbesondere die neuere Forschung zur äußeren Mission prägt – letzteres ein weiterer Arbeitsbereich der Abteilung für Neuere Geschichte, der kürzlich mit der Verleihung des Hintze-Preises des deutschen Historikerverbandes an Frau Amsler eine aussergewöhnliche Anerkennung gefunden hat.

Sidler belegt in seiner Studie die Vielfalt der lokalen Praktiken von Heiligkeit über die Verehrung kanonisierter Heiliger hinaus. Er zeigt, wie sich in der Eidgenossenschaft in Reaktion auf die strikteren römischen Kriterien zur Bezeichnung nichtkanonisierter „Lokalheiliger“ die Kategorie des „Vielseligen“ durchsetzte. Dabei handelte es sich vor allem um Einsiedler wie Bruder Klaus, zu denen die kirchlichen Obrigkeiten ein zwiespältiges Verhältnis unterhielten, weil sie für eine Religiosität am Rande der Amtskirche standen.

An den Wallfahrtsorten hatten auch die Laien an der Konstruktion von Heiligkeit teil. Gnadenerfahrung war für sie weniger die Erlangung des Seelenheils als vielmehr die Heilung von Krankheit und die Rettung in Notsituationen. Sidler unterstreicht den aus den Wunderberichten sprechenden Pluralismus im Rückgriff auf medizinische und religiöse, aber auch magische Heilmittel. Wie Philipp Zwysig in der nicht weniger exzellenten, gleichzeitig abgeschlossenen Dissertation zu den Drei Bünden belegt Sidler, dass „nützliche“ religiöse Praktiken, die eine instrumentelle Beziehung zwischen dem Diesseits und dem Jenseits herstellten, im 17. und 18. Jahrhundert nicht an Bedeutung verloren. Entgegen der Förderung einer verinnerlichten Frömmigkeitshaltung, wie sie vielfach mit der Frühen Neuzeit verbunden wird, gewannen heilige Dinge sogar zusätzlich an Bedeutung: Gnadenbilder, Knochenreliquien, Kontaktreliquien und Sakramentalien, darunter insbesondere Wasser. Letztere wurden den Laien mitgegeben. Mittel, die der Verkirklichung des Alltags dienen sollten, konnten damit allerdings von den Laien in Bedeutungszusammenhänge eingefügt werden, die nicht unbedingt kirchlichen Vorstellungen entsprachen. Solche Dynamiken zu dokumentieren gehört zu den Verdiensten von Sidler und Zwysig.

Wenn Sidler seine Arbeit unter den Titel „Heiligkeit aushandeln“ stellt, bezeichnet er damit einen akteurszentrierten Zugang zu den Praktiken von Heiligkeit. Akteure des Aushandlungsprozesses waren Laien und Geistliche, unter letzteren insbesondere Kapuziner und Jesuiten. Diese spielten zum Beispiel bei den Bemühungen, die päpstliche Anerkennung eidgenössischer Vielseliger als Selige und Heilige zu erwirken, eine wichtige Rolle. Im letzten Teil seiner Studie untersucht Sidler die Kontakte, welche eidgenössische Akteure mit der Kurie und den Päpsten pflegten. Er knüpft hier bei Ansätzen der neueren Außenbeziehungsforschung an, die über die diplomatischen Institutionen hinaus die Vielfalt der Außenverflechtungen untersucht. Die Selig- und Heiligsprechungsverfahren erweisen sich als besonders geeignet für eine solche Neuausrichtung der eidgenössisch-römischen Beziehungsgeschichte. Sidler vermittelt Einblicke in eine spezifisch eidgenössische Praxis von Außenbeziehungen, die kontextgebunden auf Akteure ohne diplomatischen „caractère“ (in Rom z.B. Gardeoffiziere und für Geschäfte ihres Ordens anwesende Kapuziner) setzte. Zu ähnlichen Befunden kam kürzlich bereits Andreas Affolter in seiner Dissertation zu den französisch-eidgenössischen Beziehungen im frühen 18. Jahrhundert. Bezüglich der sogenannten Seligsprechung von Bruder Klaus in der Mitte des 17. Jahrhunderts weist Sidler darauf hin, dass es sich gar nicht um einen ordentlichen Beatifikationsprozess handelte, wie ihn die nachtridentinische Kirche eigentlich vorsah. Vielmehr wurde der Kult des Eremiten im Rahmen eines sogenannten „casus exceptus“-Verfahrens zugelassen. Um den lokalen Erwartungen entgegen zu kommen, sah die Kurie damit von der Anwendung der eben erst unter Urban VIII. eingeführten Verfahrensregeln ab.

Insgesamt belegt Daniel Sidler überzeugend zugleich die Prägekraft lokaler Dynamiken bei der Konstituierung von Heiligkeit und deren Einbettung in translokale Beziehungsnetzwerke. In der Kategorie des Vielseligen sieht Sidler zu Recht ein Charakteristikum des frühneuzeitli-

chen Katholizismus, der zugleich durch die Bemühungen der römischen Kurie um die Durchsetzung des päpstlichen Primats und die Vielzahl der lokalen Formen von Religiosität geprägt war.

Zusammen mit der Arbeit von Philipp Zwysig über die Drei Bünde zeigt die Studie von Sidler Wege auf, wie die Transformationen lokaler religiöser Praktiken jenseits des Gegensatzes von Beharrungskraft und obrigkeitlichem Handeln als Ergebnis der Wechselwirkungen zwischen Akteuren auf verschiedenen Handlungsebenen untersucht werden können. Mit seiner Dissertation leistet er auch einen grundlegenden Beitrag zur Erforschung des frühneuzeitlichen Katholizismus im Bereich der heutigen Schweiz, die quantitativ und qualitativ bisher deutlich hinter der Forschung zu Reformation und reformierter Konfessionalisierung zurückgeblieben ist. Die Arbeit besticht schließlich aufgrund ihrer sprachlichen Qualität: Sidler versteht es, seine Befunde in eine außergewöhnlich gut lesbare sprachliche Form zu fassen, ohne dabei bezüglich der wissenschaftlichen Präzision Abstriche zu machen.

Last but not least die Quellenarbeit: Die Befunde sind das Ergebnis von Recherchen in 25 Archiven und Handschriftenabteilungen von Bibliotheken in der Schweiz, Italien und Frankreich und der Auswertung eines breiten Corpus zeitgenössischer Druckschriften in verschiedenen Sprachen, darunter natürlich auch Latein.

Es bleibt mir Herrn Sidler zur Auszeichnung seiner Leistung mit dem Institutspreis zu gratulieren und ihm das Wort für die Präsentation seiner Arbeit zu geben.

Daniel Sidler stellt danach die wichtigsten Ergebnisse seiner Dissertation vor:

Sehr geehrte Damen und Herren, ich fühle mich über alle Massen geehrt, gemeinsam mit Flavio den diesjährigen Institutspreis empfangen und Ihnen allen heute meine Dissertation vorstellen zu dürfen. Obwohl ich mir bewusst bin, dass ich diesen Preis als Mitarbeiter eines Forschungsprojekts erhalte, an dem auch Philipp Zwysig beteiligt war, werde ich mich in den folgenden gut 10 Minuten darauf beschränken, Ihnen einen kurzen Einblick in meine eigene Arbeit zu geben. Ich bin froh, dass ich bei dieser Kurzpräsentation auf einen mir in den letzten Jahren lieb und treu gewordenen Gehilfen zählen darf. Bruder Klaus von Flüe, der Ihnen als weiser Eremit, als „Schweizer Landesheiliger“ und als polyvalente Erinnerungsfigur bekannt sein dürfte, wird uns durch meine Arbeit führen.

Diese Formulierung, mit der ich dieser leb-, aber nicht wirkungslosen Reliquienfigur eine aktive Rolle zuschreibe, ist durchaus bewusst gewählt. Denn wenn wir – so lautet eine der Kernthesen und das Hauptnarrativ meiner Arbeit – wenn wir Heiligkeit als Aushandlungsprozess betrachten, so waren die Heiligen und heiligmässigen Figuren selber die wichtigsten Akteure dieses Prozesses. Sie waren es, die immer wieder, auf den verschiedenen Bühnen in unterschiedlichen Rollen in das Aushandeln eingriffen.

An der spätmittelalterlichen Figur Bruder Klaus formte sich auch der zunächst möglicherweise etwas eigentümlich anmutende Begriff „Vielselig“, der einen zentralen Terminus meiner Arbeit darstellt. Dieser Titel bildete sich in der hagiographischen Literatur und der innereidgenössischen Korrespondenz in den 1620er Jahren als Reaktion auf die Reformen heraus, mit denen die römische Kurie versuchte, die Grenzen der Heiligkeit enger zu ziehen. Die Anforderungen für die Anerkennung einer Figur als heilig stiegen, während zugleich gewisse Verehrungsformen diesen anerkannten Heiligen vorbehalten blieben. Nicht kanonisierte Figuren, zu denen Bruder Klaus zu jenem Zeitpunkt gehörte, durften in der Folge nicht mehr als Heilige bezeichnet und verehrt werden. Die Weihe eines Sakralraums zu Ehren eines „Lokalheiligen“, ja bereits die spezifische Kennzeichnung des Grabs einer nicht kanonisierten Figur beispielsweise mit Motivbildern war kirchenrechtlich eigentlich verboten. Mit der Konstruktion des Kompositums „Vielselig“ kamen die katholischen Eidgenossen dieser Forderung, ihre Figuren nicht als „Heilige“ zu bezeichnen, nach, machten jedoch zugleich deutlich, dass es sich hierbei um mehr als bloss „selig Verstorbene“ handelte. Die Konstruktion dieser lokalen Heiligkeitsmodelle zu ergründen sowie den Graubereich auszuloten, in dem sich die Verehrung der Vielseligen, bewegte, und die Strategien aufzuzeigen, mit denen diese Figuren von den unterschiedlichen Akteuren in den frühneuzeitlichen Katholizismus integriert oder aus ihm ausgegrenzt wurden, bildete eines der zentralen Interessen meiner Arbeit.

Bruder Klaus gehörte zu jenen Figuren, die in den frühneuzeitlichen Katholizismus integriert wurden. An seinem Gnadenort erfolgte diese Integration – wie übrigens in anderen Fällen auch die Ausgrenzung eines Vielseligen – über die Interaktion mit einem anerkannten Heiligen. Denn in Gestalt ihrer Gräber oder anderer Kultobjekte waren die Vielseligen, da ihnen wie erwähnt keine Sakralräume geweiht werden durften, in den Kirchen oder Kapellen anerkannter Heiliger „zu Gast“. Gastgeberin von Bruder Klaus war keine geringere als Maria, in deren Kirche in Sachseln die Reliquien des Eremiten ausgestellt waren. Diese Reliquien erfuhren im Laufe der Frühen Neuzeit im Rahmen verschiedener Translationen einen stetigen Aufstieg in der lokalen Heiligenhierarchie, vom Grab im Boden bis in eine Altarnische, in der

1732 die bereits gezeigte Reliquienfigur platziert wurde. In anderen Fällen hingegen dienten solche Translationen dazu, Reliquien regelrecht zu entsorgen und sie mit dem räumlichen Über-Setzen von sakralen in profane Dinge zu übersetzen.

Während ich im ersten Teil der Arbeit, der unter dem Titel „Wie im Himmel Roms, so auf eidgenössischen Erden?“ steht, also untersuche, wie sich die römischen Reformen auf die Herausbildung von Gnadenlandschaften und Gnadenorten in der Eidgenossenschaft auswirkten, betrachte ich im zweiten Teil der Arbeit, wie Pilger und Priester in der Eidgenossenschaft „Hand in Hand“ mit den Heiligen und Vielseligen lebten. Hierbei zeigt sich etwa, dass hinsichtlich des Umgangs von Pilgern und Priestern mit Gnadenkulten die Unterscheidung zwischen Heiligen und Vielseligen nur von geringer Bedeutung war. Es waren vielmehr gerade die neuen Orden der Kapuziner und Jesuiten, die zur Integration von lokalen Figuren beitrugen. Bruder Klaus beispielsweise habe sich, so die Luzerner Jesuiten, ab 1671 bei ihnen „häuslich“ gefühlt, da fortan sein Eremitenrock in der Jesuitenkirche ausgestellt wurde.

Die Bezeichnung „Hand in Hand“ übrigens steht zum einen eher metaphorisch dafür, dass eine katholische Gesellschaft der Frühen Neuzeit ohne ihre heiligen Figuren nicht denkbar war. Zum anderen umschreibt diese Formulierung die Bedeutung der materiellen Kultur in der Heiligenverehrung, wobei die Heiligkeit von Dingen mit der Regelung des Zugangs ausgehandelt wurde. Maria – respektive einer Marienstatue – die Hand zu reichen, so die Quellsprache, oder aber Klaus' Knochen zu küssen gehörten dabei zu den üblichen, wenngleich nicht unhinterfragt gebliebenen katholischen Frömmigkeitspraktiken.

Der dritte Teil der Arbeit, den ich mit „Von eidgenössischen Erden in den Himmel Roms?“ umschrieben habe, geht schliesslich den Verknüpfungen nach, die von den Gnadenorten der Vielseligen ausgingen und in den Versuchen der Selig- oder Heiligsprechung letztlich zurück an die römische Kurie führten. Der Versuch, Vielselige wie Bruder Klaus nicht nur in die eidgenössischen Gnadenlandschaften, sondern in den global gedachten Heiligenhimmel zu integrieren, zog in der Frühen Neuzeit eine eigentliche Kampagne nach sich, die sich über mehrere Jahrzehnte, teilweise sogar Jahrhunderte hinzog und an der sich weltliche und geistliche Akteure vor Ort, Könige und Fürsten fremder Mächte sowie in Rom als Mittler und Prokuratoren Ordens- und Weltgeistliche, aber auch eidgenössische Solddienstoffiziere in päpstlichen Diensten beteiligten. Das Aushandeln ging dabei letztlich eher in ein „verhandeln“ über. Obwohl die Rollen von Bittsteller und Patron eigentlich klar verteilt waren, versuchten die katholischen Orte immer wieder, eine Heiligsprechung an andere, mit Rom auszuhandelnde Geschäfte zu koppeln.

Dennoch schien der Ausgang einer solchen Kampagne den daran beteiligten Akteuren ungewiss. Die dafür zuständige Ritenkongregation sei ein „oraculum“, meinten etwa die Freiburger Jesuiten, die die Kanonisation eines ihrer Ordensbrüder anstrebten. Ob, in welchen Fällen und in welcher Form sich das römische Orakel zugunsten der eidgenössischen Vielseligen aussprach, kann ich Ihnen nun leider wegen der Kürze dieses Referats nicht verraten. Stattdessen möchte ich Sie noch auf zwei weiterführende Erkenntnisse meiner Arbeit hinweisen. Zum einen formte sich gerade an Bruder Klaus ein Verfahren, mit dem Vielselige über einen abgekürzten Prozess in den Heiligenhimmel integriert werden konnten, ohne dass die römische Kurie im eigentlichen Sinn über die Heiligkeit der Kandidaten entschied. Von diesem Verfahren und der damit verbundenen Kultapprobation profitierten auch weniger bekannte eidgenössische Kandidaten noch bis ans Ende des 18. Jahrhunderts. Zum anderen war, selbst wenn mehrmals ein Abbruch der aufwendigen und kostenintensiven Kampagnen drohte, ein eigentliches Scheitern nicht zu befürchten. Wie andere römische Institutionen pflegte die Ritenkongregation zwar eine Praxis des Nicht-Entscheidens und schob Verfahren „auf die lange Bank“» (so die Quellsprache), eigentliche Negativentscheide blieben nach der Eröffnung eines Verfahrens jedoch aus. Selbst wenn ein Selig- und Heiligsprechungsverfahren nicht zum Abschluss kam, waren die eidgenössischen Vielseligen also allenfalls unvollendete, jedoch nicht gescheiterte Heilige.

Meine Arbeit führt den Leser und die Leserin, um zum Schluss nochmals den Bogen zu schlagen, von Rom, wo die Theologen und Päpste das Heiligsprechungsverfahren und damit auch die Heiligenverehrung reformierten, an die Gnadenorte in der katholischen Eidgenossenschaft, wo die Heiligkeit lokaler Figuren vor Ort ausgehandelt wurde und von da letztlich wieder zurück nach Rom. Ziel meiner Arbeit war es damit auch, Wechselwirkungen zwischen der römischen „Zentrale“ und den katholischen Orten der Eidgenossenschaft aufzuzeigen. Mich als Doktoranden führte die Dissertationsreise deshalb sowohl in die römischen Archive, insbesondere in jenes der Ritenkongregation, als auch in die Archive auf der untersten Stufe der Kirchenorganisation, etwa die Pfarrarchive von Sachseln oder Beinwil. Der Versuch, diese Quellen aus Archiven auf unterschiedlichen Ebenen der Kirchenorganisation miteinander zu verknüpfen, war für mich zugleich die Herausforderung und die Faszination der Arbeit. Ich bin dankbar, dass mich nicht nur Bruder Klaus und Konsorten auf dieser Dissertationsreise begleitet haben, sondern dass ich stets auf die Unterstützung von Herrn Windler sowie von Freundinnen und Freunden am Institut und ausserhalb des Instituts zählen durfte. Und schliesslich bin ich so erstaunt wie geehrt, dass Sie, liebe Mitglieder des Direktoriums, mir gemeinsam mit Flavio für meine Dissertation den Institutspreis verleihen und mir damit zu

verstehen geben, dass Sie diesen Versuch als gelungen – oder sagen wir: zumindest nicht als gescheitert – betrachten. Herzlichen Dank für diese Anerkennung, herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Abschliessend überreicht der Geschäftsführende Direktor den beiden Preisträgern eine Urkunde und ein Geschenk.